

Die Zeitungs Welt

Nr. 9

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

Nolten sahn weiter: Und immer mehr wurden es, immer mehr; sie stießen und drängten sich, gingen zum Flur hinaus, kamen vom Wartezimmer wieder herein — ein graues, entsetzliches, ekelndes Durcheinander, ein Kreislauf, der weder Anfang noch Ende hatte, ein ungeheurer, mächtiger Strom, der mit leisem, dumpfem Brausen durch die Wohnung lief und das Haus erbeben machte. Wollte er nie, nie ein Ende nehmen? Nolten reckte den Hals und seine angsterfüllten Augen versuchten das Wartezimmer zu überblicken. . . .

Waren die Mauern auseinandergerückt? Hatten die Wände sich geweitet? Es war ja ein Saal, ein Riesensaal von ungeheurer Ausdehnung geworden — und was vorher ein Strom gewesen, nun war es ein Meer von Köpfen, ein Meer, das sich rauschend, flüsternd bewegte, auf dem die weißen Verbände wie Schaumköpfe wogten. . . . Und in der Mitte auf einer Empore saß Griegul; der alte grauhaarige Arbeiter hatte das verbundene Bein auf einen Stuhl und die Hand auf ein dickes Buch gelegt und sprach. Nolten sah, wie sich seine Lippen bewegten, aber er verstand nicht, was er sagte. Bis Griegul die Hand erhob. Da wurde es ganz still im Saal, und nun hörte es Nolten klar und deutlich: „Sisyphusarbeit!“ Und da reckten sich aus dem unübersehbaren Menschenmeer unzählige blaue und rote Hände und verkrüppelte Fäuste und ein plötzlicher Schrei stieg empor — ein schluchzender, zitternder, angstvoll bebender und wütender Schrei, der feurige Krallen in die Wände schlug und sie mit einem Ruck auseinanderriß. Blaue Flammen lohten empor und durch die Spalten flutete in großer Goldigkeit die Sonne. . . .

Frau Nolten war entsetzt aus ihrem Lehnstuhl emporgefahren und stürzte nun mit angstvollen Augen und schiefer Haube herein.

„Emil! Was ist Dir, Junge?“

Er saß halb aufgerichtet auf der Chaiselongue und starrte mit wirren Augen nach dem Fenster, wo ein Luftzug die blauen Gardinen

bewegte und die Sonne schmale goldene Streifen und Blitze hereinwarf.

„Warum schreiest Du?“

„Ach?“ Er sah sie an wie ein Blinder.

„Das waren die Leute.“

„Welche Leute?“

„Sahst Du sie nicht?“ Er blickte nach der Tür des Wartezimmers. „Tausende oder gar Millionen.“

Vorsichtig, große Angst in ihrem Wesen, näherte sie sich ihm: „Emil! Was sprichst Du?“

Du es nur weißt: ich mache mir große Sorgen. Schon lange.“

„Lange? Warum?“

„Deine Augen gefallen mir nicht. Dein Wesen —“

„Meine Augen? Denen fehlt gar nichts!“

„Ganz verändert haben sie sich! So düster und — und — ja, daß ich es nur sage — so furchtbar — und —“

„Du siehst Gespenster.“ Er versuchte zu lächeln. „Ja, ist denn hier eine Epidemie von Halluzinationen ausgebrochen?“

„Nein, aber ich denke mir, daß Du —“

„Daß ich —“

„Ja! Daß Du irgend etwas siehst, das Dir die Freude am Leben nimmt.“

„Freude am Leben! . . . Na, übermütig war ich wohl nie.“

„Weiter warst Du!“ Sie ergriff ihn bei der Hand und führte ihn in ihre Stube. „Da, sieh Dir nur mal Deine Bilder von früher an.“

Er betrachtete sie eingehend und sehr interessiert.

„Sm, Man wird halt älter.“

„Älter! Komme mir doch nicht mit solchen Gemeinplätzen! Ich bin mehr als doppelt so alt als Du — und könnte noch heute tanzen, wenn's nur etwas gemüthlicher bei uns wäre.“

„Gemüthlicher? Bei uns? Ja, aber geht es hier denn nicht so friedlich zu wie nur irgend denkbar?“

— „Unheimlich geht es zu!“ — Er ließ sich in einem Sessel nieder und sah die Mutter erwartungsvoll, fast neugierig an.

„Unheimlich?“

„Ja!“ Sie ging lebhaft im Zimmer hin und her. Die schiefe, blütenweiße Haube auf dem grauen Kopfe zitterte, wenn sie vor ihm stehen blieb und ein Wort oder einen Satz mit energischer Handbewegung unterstrich. „Direkt unheimlich! Mir wenigstens ist es unheimlich, wenn einer so bedrückt und versunken mit zusammengekniffenen Lippen im Hause herumläuft, als hätte er die Sorgen der ganzen Welt auf seinem Buckel. Und nachts! Ja, ja, mach nur spitze Ohren! Ich höre Dich! Höre es ganz



Im Gemüsegarten. (Erdbeeren und Rhabarber auf Beeten.)

Er hob langsam die Beine vom Ruhebett und strich wiederholt mit der Hand über Augen und Kopf: „Es ist nichts, Mutter. Ein Traum. Alpträumen. . . . Habe ich geschrien?“

„Gräßlich!“

„Dumm. Die Nerven. . . . Mich fröstelt auch. Ich glaube, ich habe mir gestern eine kleine Erkältung geholt. Mir liegt's ganz fäulter in den Gliedern.“ Er erhob sich und reckte die Arme. „Dumm — so ein Schrei. Ich werde morgen ein Dampfbad nehmen.“

„Ja, ja — ein Dampfbad.“

Er blickte von der Seite: „Du machst Dir doch keine Sorgen, Mutter?“

„Nein — das heißt —.“ Sie zögerte einen Augenblick und sagte entschlossen: „Doch! Daß

gut, wenn Du die Blätter in den Büchern umschlägst, wenn Deine Feder krakt oder Du wie ein gefangener Vär auf und ab trabst. Oder gar mit Dir selbst sprichst! Denkst Du denn, ich kann schlafen, wenn ich Dich so unruhig weiß?"

"Wir werden mein Schlafzimmer verlegen."
"Nichts da! Du hältst doch sonst nicht viel von den Ärzten, die nur die Symptome kurieren."

"Ja, ich muß mich natürlich in der Literatur auf dem Laufenden erhalten, darf die Theorie nicht aus den Augen lassen, wenn ich in der Praxis das Höchste leisten will."

"Das Höchste leisten — da haben wir's. Das war schon immer Dein Ehrgeiz. In der Schule, auf der Universität, bei allen Examen. Sehr schön. Aber man braucht nicht immer der Erste zu sein! Auf den untersten Bänken sitzen auch noch Menschen. Ich meinesteils möchte lieber auf allen Ruhm und dergleichen verzichten als auf den Frohsinn. Ein dummer Kerl, der sich seine Fröhlichkeit bewahrt, erscheint mir vernünftiger als der Ehrgeizige, der sich in Grund und Boden studiert."

"Nein," Noltten schüttelte den Kopf, "Du verschiebst die Frage. Ich will nicht leugnen, daß ein gewisser Ehrgeiz überall mit spricht — unbewußt. Wenn dieser Ehrgeiz nicht wäre — die größten und besten Taten wären auch nicht. Aber ich arbeite nicht des Ruhmes wegen. Ich," er unterbrach sich und sah einige Sekunden nachdenklich vor sich hin — "ja, vergegenwärtige Dir doch die Entwicklung der Dinge. Als blutjunger Doktor, der eben ein paar Jahre Tätigkeit in Kliniken und Krankenhäusern hinter sich hat, gerate ich in diese umfangreiche Praxis. Noch dazu in eine, die ihr ganz besonderes Gesicht hat. Es ist ja keine Feld-, Wald- und Wiesenpraxis, Mutter, sondern —"

"Nein," sie fiel ihm eilig ins Wort, "wirklich nicht, Du! Die Felder und Wiesen haben sie uns gründlich verbuddelt, und meine Blumen sterben ja nun auch."

"Ich wollte sagen, daß mir hier Krankheiten entgegentraten, die nicht allgemein verbreitet sind, sondern die ihre Ursache in speziellen Arbeitsverhältnissen haben. Ich mußte mich also speziell mit ihnen beschäftigen — auch in der Theorie. Außerdem: wer lernt aus, Mutter? Niemand."

"Meinetwegen. Jedenfalls hast Du Deine Fröhlichkeit verloren."

"Darauf kommst Du immer wieder zurück."

"Ja, darauf komme ich immer wieder zurück, denn es ist mir die Hauptsache. Du willst mir ausweichen, ich merke es wohl. Aber ich lasse Dich heute nicht eher aus dem Zimmer hier, ehe ich erfahren habe, was hinter Deinen merkwürdigen Augen steckt!"

Er versuchte zu lächeln: "Das ist Erpressung, Mutter, Nötigung, Freiheitsberaubung."

"Junge!" Sie stand bei ihm und legte eine Hand auf seine Schulter. "Warum willst Du Deiner alten Mutter nicht sagen, was Dich bedrückt?"

Er zögerte einen Moment, atmete tief und sagte: "Weil ich es selbst nicht weiß — vielmehr: nicht wußte. Ich beginne eben, es zu ahnen und bin dabei, Klarheit in mir zu schaffen. Es sind da noch allerlei innere Widersprüche . . ." Er erhob sich und begann nachdenklich zu wandern, während Frau Noltten am Sessel stand und ihm aufmerksam mit den Augen folgte.

"Ich war fröhlich, als ich die Praxis begann. Ja, ich habe es wohl als einen unerhörten Glücksfall betrachtet, mich hier in unserem alten Hause festsetzen zu dürfen — unter Umständen, die für einen jungen Arzt mancherlei Verlockendes haben. Wie viele meiner Kollegen sitzen in ihren Sprechzimmern und warten sehnsüchtig auf ihre ersten Patienten! Ich fand sozusagen

ein volles Haus vor, eine sichere Existenz, Arbeit in Hülle und Fülle. Hier ist ein Feld für deine Kraft, sagte ich mir, hier kannst du helfen. Da ist ein Meer von Tränen zu trocknen, da steht dir ein gewaltiges Heer von Leiden gegenüber. Es ist deine Aufgabe, sagte ich mir, dies Heer zu bestegen. Nicht nur, sich täglich damit herumzuschlagen, sondern es zu mindern, zu schwächen, zurückzudrängen. Ich wollte der Stärkere sein, Mutter! Und hier magst Du meinetwegen von Ehrgeiz reden. Denn dieser Wille ist immer noch in mir gewesen, und er hat mich veranlaßt, mein Wissen zu schärfen, meine Kraft bis zur Erschöpfung zu rühren."

"Bis zur Erschöpfung — ja, nun merke ich, wo Du hinauswillst. Es war einfach zuviel für Dich. Darauf hätte ich früher kommen können." Sie atmete erleichtert auf, legte ihm beide Hände auf die Achseln und sah ihn in hoffnungsvoller Stimmung an: "Dann ist die Sache doch sehr einfach, Emil! Du nimmst Dir einen Assistenten. Soviel wird doch übrig sein —"

Er machte sanft ihre Hände los und führte die Mutter zum Lehnstuhl: "Du verstehst mich noch nicht ganz, Mutter. Kennst Du die Sage von Sisyphus?"

"Nein."

"Nun, in aller Kürze: Sisyphus war König von Korinth. Man sagte ihm eine Menge Schleichigkeiten nach, unter anderem die, er habe den Tod in Fesseln gelegt, so daß niemand sterben konnte —"

"Ja, Junge, das wird Dir allerdings kaum gesingen!" Frau Noltten blickte sehr besorgt auf ihren Sohn.

Der lächelte. "Nein, warte doch, Mutter. Es kommt ja gerade umgekehrt. . . Zeus bestrafte den Borkwizigen und schleuderte ihn kurzerhand in den Tartarus. . . Weißt Du, was das ist?"

"Na, das ist ja wohl der Hades oder die Unterwelt oder so etwas."

"Ja, die Schattenwelt, das Totenreich, das von einem dreifachen Dunkel umhüllt wurde. Hier schien keine Sonne und hier gab es weder Mond noch Sterne. Hierher wurden alle geschickt, die man aus irgend einem Grunde bestrafte, hier war der Kerker der Titanen und Zyklopen, der hunderthändigen Riesen. . . In diesen finsternen, schaurigen Ort also wurde auch Sisyphus verbannt und zwar wurde ihm aufgegeben, einen schweren Felsblock einen steilen Berg hinaufzuwälzen."

"Das kriegte er natürlich nicht fertig," sagte Frau Noltten. "Ich ahne, wo Du hinauswillst."

"Er kriegte es fertig, Mutter. Aber sobald er die Höhe des Berges erreicht hatte, entglitt der Felsblock seinen Händen und rollte zu Tal. Sisyphus mußte seine Arbeit von neuem beginnen. Und stets, wenn er dem Gipfel nahe war, immer, wenn er meinte, gesiegt zu haben, immer wieder, immer wieder, Mutter, entglitt der Stein seinen Händen und rollte hinab in die Tiefe — auf seinen alten, unveränderten Platz."

Doktor Noltten atmete schwer und blickte die Mutter jetzt mit so verzweifelten Augen an, daß sie entsetzt aufsprang.

"Aber, Emil, Du willst doch nicht etwa sagen, daß auch Deine Arbeit fruchtlos und unnötig ist?! Oder bist Du wirklich auf die verrückte Idee gekommen, armer Kerl, daß all Deine aufopfernde, aufreibende Anstrengung umsonst ist?"

Noltten sah zu Boden und sagte leise: "Die Idee ist gar nicht so verrückt, Mutter."

"Wahnsinn ist das, Junge! Eine Narrheit, wie sie nur ein ganz erschöpftes, überreiztes Gehirn ausbrüten kann!"

Noltten schüttelte facht den Kopf: "Mir hat es heute ein sehr gesunder und ruhiger Kopf bestätigt."

"So? Wer kann denn das gewesen sein? Etwa der alte bibbrige Sanitätsrat Hebenpfeil? Na, weißt Du, der —"

Noltten unterbrach sie, er lächelte fast: "Ach, Mutter, Doktor Hebenpfeil ist weit entfernt davon, solche Ideen zu haben. Nein, es war gar kein Mediziner, sondern ein einfacher Arbeiter, der —"

"Was?!" Frau Noltten riß die Augen auf. "Jetzt beziehst Du Deine ärztliche Wissenschaft wohl schon von Tagelöhnern und dergleichen, von Leuten, die weder richtig lesen noch schreiben können?" Sie lachte höhnisch auf und wanderte erregt, Entrüstung in allen Adern, die Stube entlang. Noltten bewegte abwehrend die Hand: "Ich glaube, daß Griegul es kann. Aber darauf kommt es auch nicht an. Auch nicht auf Fachkenntnisse, denn es handelt sich nicht um eine medizinische Frage im engeren Sinne — sondern darum, ob es eine Wahrheit ist. Der sucht doch die Wahrheit nicht, der eine Erkenntnis wegen ihrer Herkunft verwirft."

"Es ist keine Wahrheit!"

"Ich glaube doch. Es ist eine — cum grano salis natürlich, das heißt: mit einer gewissen Einschränkung. Alle Vergleiche hinken bekanntlich, und dieser macht keine Ausnahme."

"Nein, wahrhaftig!" Frau Noltens Haube geriet in eine boshaft wippende Bewegung. "Der hinkt gleich auf beiden Beinen!" Sie lachte wieder auf. "Da wirfst meinem übergelehrten Herrn Sohn irgend ein ungebildeter Mensch ein Schlagwort an den Kopf, und der weise Herr Doktor kriecht vor seinem Patienten ins Mausloch und bittet höflich um Entschuldigung, daß er geboren ist, nicht wahr?"

"Ach nein. Ich bin leider sogar grob geworden, Mutter. Habe eine sachliche Äußerung, die ich noch dazu selbst provoziert hatte, mit einer Unhöflichkeit erwidert."

"Du hättest ihn höflich ersuchen sollen, erst einmal Deine Studien zu machen."

"Ich sagte schon: es ist keine Doktorfrage. Die Erkenntnis steht ja jedem Laien, der beobachtet, denken kann, offen. Daß ich trotzdem in äußerlichem Hochmut davonging, findest Du es nicht bedenklich?"

"Ganz und gar nicht! Und was heißt das: äußerlicher Hochmut? Du bist weder innerlich noch äußerlich hochmütig."

"Siehst Du!"

"Was?"

"Ich fürchtete mich einfach."

"Du bist nicht furchtsam."

"Um so schlimmer. Hier war ich es. Ein Beweis, daß ich dem Manne nichts rechtes entgegen konnte. Aber trotzdem, Mutter: es ist doch nicht so, als ob mir von dort plötzlich eine funkelngelene Weisheit gekommen wäre — und es ist schon gar keine Rede davon, als hätte ich eine fremde Auffassung kritiklos übernommen. Das ist meine Art nicht, wie Du weißt. Nein, das Wort hat mich erschreckt, weil es meine eigenen dunklen Empfindungen erhellte und sich innig mit ihnen berührte; weil es das schwere Gefühl, das mich seit Monaten quält, nüchtern und nackt übersehte: du armer Glückshuster!"

"Emil!" Frau Noltten schrie es und ihr Gesicht kramte vor Born. "Ich erlaube nicht, daß Du Dich derart erniedrigst."

"Auch ein Glückshuster kann ein ehrenwerter Mann sein, Mutter. Und ein nützlicher, mentbehrlicher Mann, wie es ja auch trotz allem der Arzt ist. Zener repariert die Stiefel, die immer wieder durchgelaufen werden; dieser flücht an den Menschen herum und kann ebenso wenig verhindern, daß diese in der Tretnöhle des Alltags immer wieder abgenutzt und ruiniert werden. Und wie ruiniert! Ich spreche als Arbeiterarzt. Zwei hast du mühsam auf die Beine gebracht und sechs Häufchen Haut und Knochen konnten dafür herein."

„Nun,“ Frau Kotten sagte es trocken, „es wird nicht allzuviel Nerzte geben, die sich darüber beklagen, daß die Patienten nicht aussterben.“

„Nein. Aber Du verübelst es mir wohl nicht, wenn ich in der Volksgesundheit kein Spekulationsobjekt sehe.“

„Gewiß nicht, Emil. Ich achte die ideale Auffassung, die Du von Deinem Beruf hast. Na, ich bin stolz auf Dich! Gerade deshalb kränkt mich das dumme Beispiel mit dem Steinwähler!“

„Ich wußte, daß es Dich kränken würde und hätte es deshalb am liebsten für mich behalten. Aber Dir gefielen meine Augen nicht.“

„Ja, Deine Augen!“ Nun blickte sie ihn wieder voll tiefer Sorge an. Er saß auf einem Stuhl, ein wenig vornübergelehnt, die Hände auf einem Stnie verschränkt: „Man sagt, daß Leute, die viel in der Sonne und frischen Luft leben, hellen Auges werden. Nun, was ich in diesen Jahren hier gesehen habe, war nicht sonntig, und was die frische Luft anbelangt, so sprechen ja Deine Blumen genügend davon. Ist es übertrieben, Mutter, wenn ich sage: ich lebe im Tartarus, in der Schattenwelt? Du weißt ja glücklicherweise nicht allzuviel von den grauenhaften Dingen, die sich hier abspielen, wenn Du sie auch wohl abnitzt und eben deshalb davor zurückschreckst. Ich will Dir auch keine Bilder aus diesem modernen Sterker der hundertkündigen Miesen entwerfen, aus diesem lebendigen Totenreich, in dem ich wie Sisyphus wirken muß, — aber glaub es mir, Mutter, man kann trüben Auges darüber werden.“

„Man kann, aber muß man es? Ich glaube nicht, daß Deine Kollegen das alles so tief nehmen wie Du.“

„Die meisten resignieren eben.“

„Ja.“ Frau Kotten stand auf und schlug die Hände zusammen. „Ist es denn nicht das Vernünftige, Junge? Nicht nur hier, sondern bei allen Dingen, die sich nicht ändern lassen?“

„Darum handelt es sich gerade: lassen diese Dinge sich wirklich nicht ändern? Und da muß ich doch als Arzt sagen: gewiß lassen sie sich ändern, gewiß ließe sich häufig dem Ziechtum, dem Untergang dieser armen Menschen vorbeugen! Sollte einmal dies eine fest, Mutter: mir will es nicht in den Kopf und damit kann ich mich nicht abfinden: daß ja unsere Willenshaft nicht an den Kranken verweist — nein, keineswegs — sondern daß sie hilflos, an Händen und Füßen gebunden, dasteht, weil es nicht in ihrer Macht liegt, die hindernde Umwelt auszuschalten. Wir haben wie Sisyphus wohl die Kraft, den Stein den Berg hinaufzubringen, aber sobald wir ihn oben haben, schlägt irgend eine stärkere Macht ihn uns aus den Händen und — das Elend beginnt von neuem.“

Frau Kotten machte eine Geiste der Ratlosigkeit. „Na, ich weiß nicht. . . Ich kann Dir da wirklich nicht mehr folgen. . . Vielleicht hättest Du überhaupt nicht Arzt werden sollen. . . Ein Pastor zum Beispiel lebt ja viel friedlicher. . . Du bist zu weich, glaube ich. Na, ein empfindsames Herz hast Du immer gehabt. Und nun geht Dir das alles so nahe. Du grübelst darüber, machst Dir und mir das Leben schwer — statt die Dinge einfach zu nehmen wie sie sind. Denke doch: wenn jeder sich so matratieren wollte!“

Kotten hob den Kopf und sah seiner Mutter voll ins Gesicht: „Wenn jeder sich so matratieren wollte, dann stünde es besser um die Menschheit, glaub mir, Mutter. Wir sind leider Gottes schon gerade robust genug, um das Unglück anderer ohne Wimpernzucken ertragen zu können. Man zuckt höchstens die Achseln: was kann ich dafür? Gut und vorüber. Ich habe nun einmal die unglückliche Ueberzeugung, daß die Schweigenden mitleidlos sind. Denn wie,

meinst Du, würden die Dinge aussehen, wenn in jedem einzelnen das Gewissen der Menschheit lebendig wäre, wenn es ihn quälte, peinigte, wenn es seinen Verstand aufpeitschen würde, an Abhilfe zu denken?“

Die Mutter senfte nur. Sie stand am Fenster und sah in die beginnende Abenddämmerung hinaus. Was, um Gotteswillen, war dies für eine Zeit, da aller Friede, alle Behaglichkeit, alle Heiterkeit und sorgloser Lebensgenuss aus den Behausungen der Menschen zu schwinden schienen und schaffende Unrast, grübelnde Sorge, zornige Unzufriedenheit an ihre Stelle traten. Wie geschah dieser Wandel? Sie sann nach und fand von neuem, daß all das Störende und Häßliche mit den Fabriken hereingesommen war, mit diesen Fabriken, die nicht nur die Luft verpesteten und den Duft der Blumen löseten, sondern auch die Körper und Seelen der Menschen vergifteten.

„Man sollte sie niederreißen!“

„Was, Mutter?“

„Die Fabriken.“

„Was hilfe das? Und sie sind wohl auch notwendig da. Denke doch,“ hier erwachte der Hohn in seiner Stimme, „daß dort auch Apothekerwaren fabriziert werden, die die Menschheit gesund machen sollen! — Niederreißen? Nein. Zertrümmere sie an einer Stelle, sie steigen an einer anderen wieder hoch. Aber irgendwo muß ein Ausweg sein.“

„Ja, suche Du Dir mir die Augen blind, armer Junge!“

Er wollte etwas erwidern. In demselben Augenblick schlug die Flurlocke an. Hart und gellend hallte sie durch das stille Haus.

Frau Kotten erschrak: „Das ist sicher für Dich.“ Er eilte hinaus und kam gleich wieder zurück: „Frau Selmer hat einen Blutsturz erlitten. Ich gehe. Adieu, Mutter.“

„Adieu, Emil.“ Sie ergriff seine Hand und drückte sie. Dann trat sie ans Fenster und sah, wie er sein Rad bestieg und scharf in die Pedale trat. Die Velerine flatterte im Abendwinde, einen Augenblick nur, dann verschwand sie in dem grauen, düsteren Oktobernebel, der die Straße erfüllte. Frau Kotten senfte: „Was für eine Zeit! Was für eine gräßliche Zeit!“

Kotten sah am Bett der Frau Selmer und sagte: „Nun sehen Sie wohl ein, daß wir noch nicht wieder an die Arbeit denken dürfen.“

Sie lag matt, willenlos in den Kissen, hatte die mageren, knochigen Hände über dem Deckbett gekrenzt und flüsterte: „Vielleicht darf ich überhaupt nicht mehr daran denken.“

„Oh!“ Er versuchte seiner Stimme einen überzeugenden Klang zu geben: „Haben Sie mir Geduld, Frau Selmer.“

Sie sah an die Decke und lächelte ungläubig. Trauken, auf dem halbdunklen, nebligen Hof spielten die Kinder. Kotten hörte immer wieder die vorüchlige, gedämpfte Stimme der ältesten Tochter, welche die kleinen zur Ruhe verwies, wenn sie unter dem Kammerfenster zu laut wurden. Die Wohnung lag zu ebener Erde. Jeder stärkere Ton drang deutlich herein. „Vene ist auf dem Posten,“ sagte die Frau.

„Wie meinen Sie?“

„Ich sage: die Vene.“ Frau Selmer zog die Stirnhaut hoch.

„Sprechen Sie lieber nicht.“

Sie lächelte wieder, mit geschlossenen Augen, und sagte wie im Traum: „Aber allein kann sie's doch nicht schaffen.“

„Was?“

„Na, die ganze Sache hier. Die Wirtschaft, das Geldverdienen und so.“ Sie sah eine Weile zur Decke: „Die bleiben doch auch gar nicht zusammen, die Kinder, wenn ich nicht mehr bin. Das eine stoßen sie hierhin, das andere dahin. Am Ende wissen sie gar nichts mehr voneinander.“

(Fortsetzung folgt.)

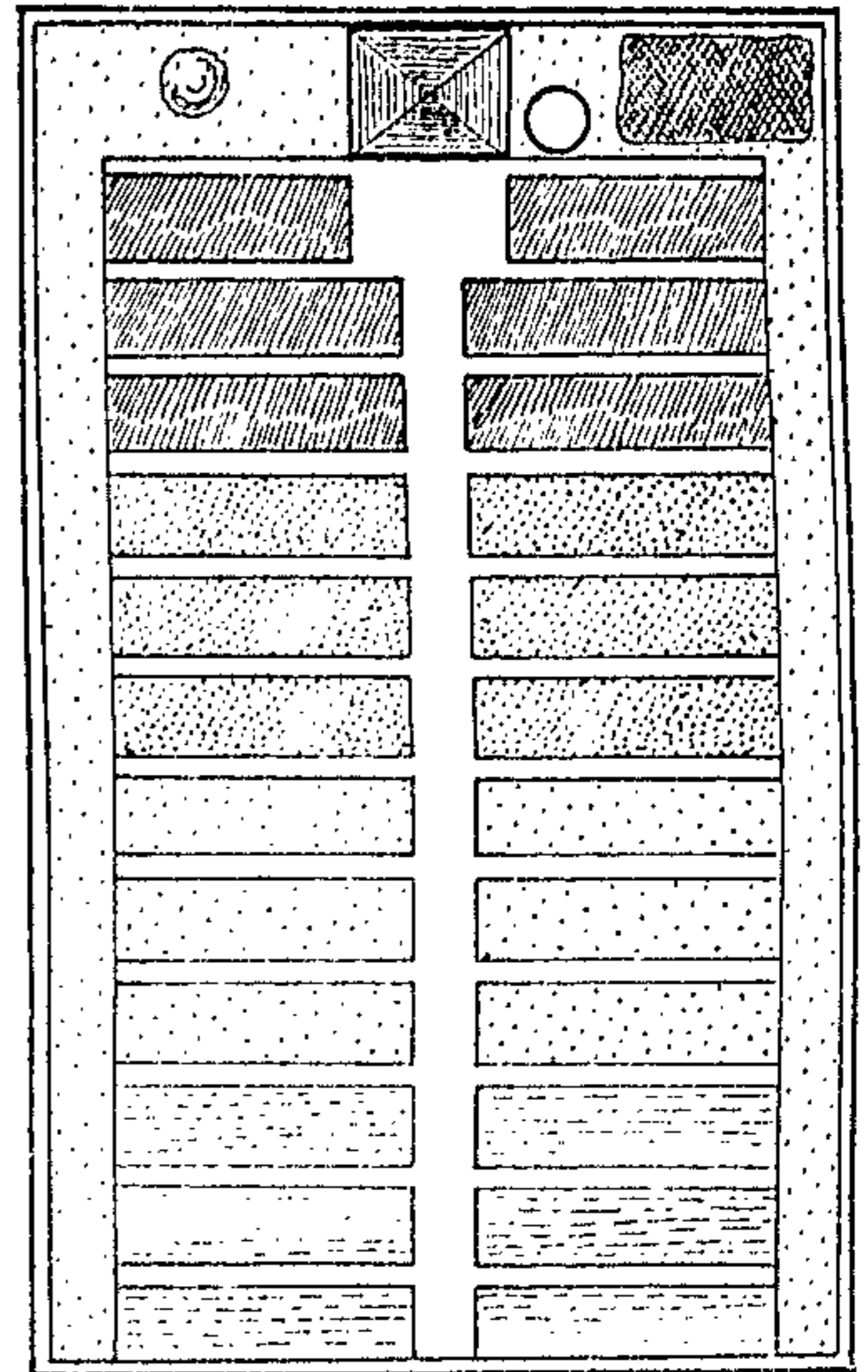
Anlage und Bewirtschaftung des Rüdchengartens.

Von Hermann Krafft.

Rüdchengarten nenne ich das Gärtchen oder das Stück Land, wo der kleine Mann nach getaner Arbeit Ablenkung vom täglichen Frondienst sucht und in Gemeinschaft mit den Seinen Gemüse und Obst heranzieht für den eigenen Haushalt. Je nach Art und Lage führen diese Gärten verschiedene Bezeichnungen: Laubengärten, Schrebergärten, Pachtgärten usw.

Wie ist nun ein solcher Garten zweckmäßig anzulegen und zu unterhalten, um möglichst hohen Nutzen herauszuvirtschaften?

Zunächst die Größe des Gartens. Je größer der Garten, desto höher der Ertrag — dieser Satz hat nur bedingte Geltung; nicht auf die Größe allein kommt es an, sondern auch die Art der Bewirtschaftung spricht mit. Wo der



Plan eines Rüdchengartens.

Garten zu groß gewählt wurde, so daß dem Besitzer die Arbeit „über den Kopf wächst“, da wird leicht manche wesentliche Einrichtung versäumt, wodurch die Ernte schnell in Frage gestellt ist. Der Besitz eines solchen Gartens soll zu einer Quelle reiner Freude werden und keine Qual bedeuten. Die Arbeit im Garten soll gleichsam Erholung sein und nicht ein zwingendes Muß, das des Gartenbesizers ganze freie Zeit ausfüllt und ihn von anderen Sachen, Bildungsfragen usw. abhält. Wo also die Wahl der Gartengröße freisteht, da prüfe man vorsichtig, welches Maß von Zeit man der Gartenarbeit widmen kann. Die Entfernung des Gartens von der Wohnung, die Mitarbeit Familienangehöriger, die Bestimmung der zum Anbau beabsichtigter Pflanzen und anderes mehr ist hierbei in Berücksichtigung zu ziehen. Wo mehr Obst als Gemüse gebaut werden soll, kann der Garten größer sein, ohne erhöhte Arbeit zu verursachen.

Unser Plan eines Rüdchengartens zeigt die Einteilung eines Landes von 12 Meter Breite bei 20 Meter Tiefe. Das ist ein Garten, der, insbesondere bei Bevorzugung von Gemüsepflanzen, schon recht viel Arbeit mit sich bringt und in dem Frau und Kinder sich namentlich bei der Vertilgung des Unkrauts recht nützlich

machen können. Ein solcher Garten vermag aber auch bei guter Bewirtschaftung den Gemüsebedarf, abgesehen von Kartoffeln, einer starken Familie voll zu decken. Die Einteilung und Bewirtschaftung dieses Gartens möge als Beispiel dienen, das je nach den gegebenen Verhältnissen und persönlichem Geschmack abgeändert werden kann. Durch die Längsmittlinie führt ein 1 Meter breiter Weg zur Laube. Dieser Weg wird, bleibt dem Gartenbesitzer die Rukniebung des Gartens viele Jahre gewährt, mit Bauschutt und Schlacke befestigt, so daß er auch bei Regenwetter trockenen Fußes benutzt werden kann. Die Laube ist zwei Meter tief und etwas breiter. Zu den Seiten der Laube erstrecken sich zwei Meter breite Beete bis an die Grenze. Das linke Beet mag mit Gras besät werden, damit man sich auch einmal „in Grünen lagern“ kann, oder bleibt als Spielplatz für kleine Kinder unbestellt. Ein kleiner Obsthochstamm spendet hier Schatten und Früchte zugleich. Auf der anderen Seite der Laube steht eine Wassertonne, zum Teil in die Erde eingegraben. Auf die Laube fallendes Regenwasser wird in diese Tonne geleitet; Regenwasser ist zum Begießen besser als Brunnen- oder Leitungswasser; abgestandenes Wasser ist dem der Leitung oder dem Brunnen frisch entnommenen vorzuziehen. Kommen kleine Kinder in den Garten, wird die Tonne so gesichert, daß einem Unglück vorgebeugt ist. Auf den übrigen Teil dieses Beetes werden die Gartenabfälle gelagert, in einem viereckigen Haufen hübsch aufgeschichtet; das gibt mit der Zeit wertvollen Dünger. Quecken und andere ausdauernde Unkräuter kommen nicht auf diesen Haufen, sie werden verbrannt; genau so ergeht es dem abgefallenen Laub von Obstbäumen und -sträuchern, wenn diese mit Ungeziefer oder Krankheiten behaftet waren.

An den Längsseiten des Gartens erstrecken sich zwei 1 Meter breite Beete, die für Buschobst, Formobst und Beerensträucher bestimmt sind. Eines besonderen Weges bedarf es längs dieser Beete nicht. Der übrige Teil des Gartens trägt Beete von 1,20 Meter Breite, getrennt durch 30 Zentimeter breite Wege, die nicht befestigt, sondern beim Umgraben der Beete mit umgeworfen werden. Die Beete sind in vier Gruppen eingeteilt. Jede Gruppe bildet ein Quartier. Diese Einteilung erlaubt eine gute Ausnutzung der im Boden schlummernden Kräfte durch Wechselbewirtschaftung. Jede Pflanze stellt andere Ansprüche an den Boden. Wollte man jahraus, jahrein die gleichen Pflanzen an selben Plage ziehen, so würden trotz guter Düngung die Ernten immer schlechter werden und dennoch blieben viele Nährstoffe ungenützt im Boden. Bei halbwegs gutem Gartenboden ist alljährliche Düngung des ganzen Bodens nicht erforderlich. Darauf nimmt die Quartiereinteilung Rücksicht. Nur eins von drei der Wechselwirtschaft dienenden Quartieren wird alljährlich gut gedüngt, und zwar beim Umgraben im Herbst mit Pferdedünger oder besser noch mit Kuhdünger. Das gedüngte Quartier wird im nächsten Frühjahr mit besonders stark zehrenden Gewächsen besetzt; solche sind unter anderem Kopfsalat, Kohl, Sellerie, Gurken, Puffbohnen, Endivien, Schnittpetersilie, Kohlrüben, Spinat, Porree und Mangold. Im zweiten Jahre erhält dieses Quartier weniger stark zehrende Gemüse: Wurzelpetersilie, Möhren, Karotten, Rettig, Radieschen, Mairüben, Herbstrüben, Salatrüben, Zwiebeln, Korb- und Korb- und Kartoffeln; auch die meisten Gewürzkräuter kommen im

zweiten Jahre auf dies Quartier. Im dritten Jahre kommen die Hülsenfrüchte, Erbsen und Bohnen, an die Reihe. Für das vierte Jahr wird der Boden wieder sehr stark gedüngt und die Bepflanzung beginnt wieder von vorn. So wechseln die drei Quartiere alljährlich mit der Tracht. Das vierte Quartier endlich wird mit Gewächsen bestellt, die nicht alljährlich neu angebaut werden, sondern viele Jahre am gleichen Plage bleiben, wie Mhabarber, Erdbeeren, Spargel, Meerrettig, Artischocken, Meer Kohl, ausdauernde Gewürzpflanzen und ähnliche. Gelegentlich wird man aber auch diese Pflanzen in ein neues Quartier bringen, und zwar dann, wenn man sieht, daß der Ertrag nachläßt.

Ist der Boden minder gut, so ist ein zweijähriger Turnus dem dreijährigen vorzuziehen, und bei ganz schlechtem Boden wird alljährlich Dünger untergegraben. Auch bei der ersten Bestellung des Gartens werden alle Quartiere gedüngt, wobei dann eins ganz besonders stark bevorzugt wird. Die Wechselbepflanzung ist auch da recht angelegentlich zu empfehlen, wo alljährlich der ganze Garten sorgfältig gedüngt wird.



Rankenloser Kürbis.

Die Anlage eines kleinen Mistbeetes zur Anzucht von Pflanzen oder gar zur Treiberei von Gemüse ist nur dort angebracht, wo man jederzeit am Tage zur Gartenarbeit bereit sein kann. Die Aufwartung eines solchen Mistbeetes ist gar sehr vom Wechsel der Witterung abhängig. In der Regel fährt man mit dem Ankauf ans pflanzungsfähiger Gewächse besser als mit der Selbstanzucht.

Die Bewirtschaftung des Küchengartens setzt im Herbst ein. Soll der Garten überhaupt erst entstehen, so wird der Boden rigolt, das heißt auf 50 bis 60 Zentimeter Tiefe umgegraben. In Kultur befindliches Gartenland mag alle 10 Jahre einmal rigolt werden. Dadurch wird die erforderliche Tiefenlockerung erzielt, die Feuchtigkeit zieht besser ein, der Boden trocknet im Frühjahr an der Oberfläche schneller ab, er erwärmt sich schneller und hält die Wärme länger, die Pflanzenwurzeln dringen tiefer in den Boden ein. Sonst wird alljährlich, sobald der Garten abgeerntet ist, einfach gegraben, so tief, als man mit dem Spaten kommen kann. Dabei wird gleich der Dünger untergebracht. Die umgeworfene Erde wird nicht zerkleinert, damit Regen und Schnee eindringen können; der Boden verwittert so auch besser. Im Frühjahr erfolgt bei schwerem Boden ein abermaliges Graben, aber nicht so tief. Jetzt wird die Erde mit dem Grabstein auch zerkleinert. Bei leichtem Boden genügt Anshaden mit der Hacke. Mit dem Rechen oder der Hacke

wird der Boden vollends zerkleinert und eingeebnet. Dann setzt die Bepflanzung oder Aussaat ein. An trübigen Tagen gesetzte Pflanzen wachsen besser an als die zu heißer Zeit gepflanzten. Ist der Boden „pulvertrocken“, so daß die Pflanzlöcher gleich wieder zufallen, wird er vorher etwas begossen. Nach dem Sagen sind die Pflanzen gehörig anzugießen, so daß das Erdreich sich ordentlich an die jungen Wurzeln schmiegt. In warmer Zeit wird man ein paar Tage lang die Sektlinge allabendlich gießen. Später wird nur bei andauernder Trockenheit gegossen. Hierbei bloß die Oberfläche des Erdbodens zu befeuchten, hat wenig Sinn; man nimmt besser einmal in der Woche für ein Beet sechs Kannen Wasser, als daß man dasselbe Beet jeden Tag mit nur einer Kanne begießt. Das Wasser muß tief in die Erde hineindringen, und zwar stets so tief wie die Wurzeln der betreffenden Pflanzen gerade reichen.

Die Sektlinge werden gleich auf richtigen Abstand gepflanzt, große Samen auf gehörige Entfernung gelegt. Bei feinem Samen wird trotz breitwürfiger Aussaat zuviel aufzulaufen; da muß ausgelichtet (verziehen) werden, damit die verbleibenden Sämlinge genügend Raum zur Entwicklung haben. Die besondere Behandlung der verschiedenen Sämereien ist meistens auf den Samenkästen, in denen der Samen verkauft wird, aufgedruckt. Die Samen beziehe man aus einer reellen Samenhandlung. Man wende lieber etwas Porto an, um den Samen von außerhalb kommen zu lassen, als ihn an Orte von irgendeinem Krämer oder gar Hausierer zu kaufen, es sei denn, daß auch diese Verkäufer für gute, feinfähige Saat ernsthaft Gewähr leisten.

Das Unkraut ist im Reime zu erstickten. Ist der Boden feucht, so läßt es sich leicht mit der Wurzel herausziehen. Wo man das Unkraut zur Fruchtstrecke kommen läßt, da gibt es im folgenden Jahre eine vervielfachte Plage. Ein häufiges Auflockern des Erdreichs verdrängt das Unkraut und kommt den Kulturpflanzen zugute, da in lockeren Boden die Niederschläge wie auch das Gießwasser besser eindringen und die Feuchtigkeit in der Tiefe besser gehalten wird. Es ist weit verbreiteter Irrtum, daß lockerer Boden schneller austrocknet: „Gut gehackt, ist halb gegossen!“ lautet eine alte Praktikerregel. Gleichzeitig beim Hacken werden die Pflanzen erforderlichenfalls gehäufelt, das heißt es wird etwas Erde an den Stamm herangezogen. Solches Häufeln ist nicht nur bei Knollengewächsen, wie Kartoffeln und Sellerie, angebracht, sondern auch bei vielen anderen Pflanzen, als Erbsen, Bohnen, Kohlgewächsen; an den bedeckten Stengeln bilden sich neue Wurzeln, wodurch das Wachstum der Pflanzen sehr gefördert wird.

Neben der herbstlichen Bodendüngung ist bei vielen Gewächsen eine Zufuhr von flüssigem Dünger während der Vegetationsperiode angebracht. Hierzu sind in Wasser aufgeweichte animalische Düngerarten, dann auch die Lauche aus den Düngergruben und endlich die künstlichen Düngemittel angebracht. Blutmehl, Hornmehl, Geflügelmist, Kuhfladen, Schafmist, Blut aus Schlachthäusern, Abtrittdünger ein bis zwei Wochen in Wasser unter öfterem Umrühren aufgeweicht, gibt einen guten Extrakt, der in etwa fünffacher Verdünnung einmal wöchentlich an regnerischen oder doch trübigen Abenden gegeben wird. Bei Benutzung von Kunstdünger erkundige man sich genau nach der erforder-

lichen Verdünnung, die bei den verschiedenen Düngerarten wechselt; zu starke Lösungen bringen leicht die Pflanzen in Gefahr.

Welche Gemüse angebaut werden sollen, das wird vielfach durch den persönlichen Geschmack entschieden. Aber man sollte nicht jedes Jahr stets die gleichen Sachen wählen, sondern mit etlichen Arten wechseln. Das gibt Abwechslung für die Küche und kommt auch der Bodennutzung zugute. Von Gemüsen mit Tagesreife, Kopfsalat, Mardies, Rettig und ähnlichen darf nicht zu viel auf einmal angebaut werden, sonst läßt sich oft die Ernte nicht verwerten. Bei solchen Sachen werden Folgefrüchte gemacht, das heißt etwa

alle 10 bis 14 Tage wird ein kleines Stück Land mit solchen Pflanzen bestellt. Dadurch wird die Erntezeit verlängert.

Bei beschränktem Raum kann man zum Zwischenbau greifen, bei dem auf einem Beet zwei verschiedene Pflanzenarten gezogen werden, wovon die eine zeitiger als die andere abgeerntet wird. So kann zwischen Kohl, Sellerie und Gurken Kopfsalat, zwischen Möhren Mardies, zwischen Kohl Spinat usw. angebaut werden. Das doppelte Behren muß in solchen Fällen durch fleißige Düngergabe wieder wettgemacht werden. Krankheiten der Pflanzen und tierischen Schädlingen ist sorgsame Beachtung zu schenken. Vorbeugen und im Keime ersticken sind die besten Bekämpfungsmittel. Wo man etwas Verdächtiges wahrzunehmen glaubt, da wende man sich wegen Auskunft an einen erfahrenen Gärtner oder Gartenfreund.



Melonenzucht auf freiem Lande.

Einige wenig bekannte praktische Fingerzeige mögen folgen. Um früh Blumenkohl zu haben, pflanzt man im März, April überwinterte Pflanzen, die gegen Frost durch Ueberstülpen von Töpfen geschützt werden; für den Winterbedarf erfolgt Aussaat im Juni. Rosenkohl soll sehr weit gepflanzt werden, als Zwischenkultur kann Kohlrabi dienen. Grünkohl soll nicht vor dem ersten Frost geerntet werden. Endivie gedeiht nur gut in sonniger, geschützter Lage. Um Brunnenkresse ohne fließendes Wasser zu ziehen, belege man ein Beet in 25 Zentimeter Tiefe mit Ziegelsteinen, schütte darauf eine kleine Schicht Sand und dann gute Gartenerde, da hinein setze man Stecklinge oder säe den Samen aus; die Pflanzen werden täglich zweimal reichlich besprengt. Bichorie wird im April in Reihen gesät, später ausgelichtet, fleißig gelockert und behäu-

zum Emporklimmen genügt ein Stab, wenn Reisig oder Drahtgestühl nicht zur Verfügung stehen. Mais bevorzugt warme Lage. Gurken müssen leichtes, nicht zu nasses Erdreich in geschützter und sonniger Lage haben. Melonen werden auf kleinen Hügeln unter auf Steinen stehenden Glasglöden gezogen; sie bringen so bei warmer und geschützter Lage guten Ertrag. Auch der Kürbis beansprucht Wärme und stark gedüngten Boden, der 10 Zentimeter tief gelockert ist. Tomaten pflanzt man Ende Mai in sonniger Lage auf kräftig gedüngtem Boden. Für Meerrettig muß der Boden einen halben Meter tief gelockert sein. Wurzelgemüse sollen nach dem Auslaufen gelichtet werden, daß die Wurzeln Platz zum Dickenwachstum finden. Schnittlauch muß kräftigen, aber nicht zu schweren Boden bekommen. Vom Veerenobst wird neben der Erdbeere noch Stachelbeere, Johannisbeere und

Artischocken verlangen etwa achtzig Zentimeter tief gelockerten, stark gedüngten Boden; die Pflanzen werden über Winter hoch mit Erde und Mist überdeckt. Rhabarber bringt zu mehreren auf Beeten stehend bessere Erfolge als bei Einzelpflanzung; bei drei Jahre alten Pflanzen müssen sich die Blätter berühren, dann bleibt dem Boden die erforderliche Feuchtigkeit erhalten. Erdbeerbeete werden nach der Ernte gelockert und mit verrottetem Dünger bedeckt. Bohnen gedeihen am besten in leichtem Boden, schwerer Boden muß öfter gelockert werden. Erbsen ziehen schwereren Boden vor; auf leichtem Boden bringen sie harte Schalen,



Frühreifende Tomate.



Erbsen am Stab gezogen.



Brunnenkresse.

Himbeere angebaut. Auch diese Pflanzen sind für Bodenlockerung und gute Düngung sehr dankbar. Man lasse die Pflanzen nicht verwildern, sondern sorge durch Ausschneiden von ganz altem Holze und schwächlichen Trieben, daß Luft und Licht in den Busch hineinkommen; bei der Himbeere schneidet man die abgeernteten Fruchttriebe ab, aber erst dann, wenn sie vollständig abgestorben sind. Das abgefallene Laub der Veerensträucher wird, da es zumeist mit Schmarogern befaßt ist, nicht untergegraben, sondern verbrannt, wobei die Schädlingsbrut vernichtet wird. Stachelbeeren lassen sich recht gut als kleine Bäumchen ziehen. Die beste Pflanzzeit ist der Herbst. Brombeeren lieben lehmigen Boden. Weiß man mit einer Gartenerde nichts Rechtes zu beginnen, so pflanze man hier einen Hollunder, dessen Beeren eine schwachsaure Suppe ergeben. —

Eine Schlosserzunft-Ordnung aus dem Jahre 1566.

Von Karl Malfalk.

(Schluß.)

In unserer Rottweiler Schlosserzunftordnung erfahren wir ferner: 8. „Item den gesellen vnd Jungen ist zusagen. Namlich Welcher Jung vom seinem Meister minder dann fünf Kreutzer zer Lohn hat, derselbig an die schencke zu gohn aufgenommen sein genter will, Rheins wegs nit schuldig ist.“

9. „Item ob ainem gesellen oder Jungen an ein schencke Begohn nit gelegen wehr, derselbig soll nit genüt, aber doch halbe schencke, so vil er derselben versumpt, nach Anzahl, verbund, sein zu geben.“

Diese Bestimmungen 8 und 9 behandeln allem Anschein nach die an die Zunft abzuführenden Pflichtbeiträge. Hiernach ist derjenige Geselle und Lehrlinge, der nur fünf Kreuzer Zehrlohn erhält, nicht verpflichtet, die üblichen Zusammenkünfte zu besuchen, wo die Beiträge abgeführt werden. Wenn ihm aber daran nichts gelegen ist, so soll er doch verbunden sein, nach Zahl der Versammlungen die halbe „Schenke“ abzuführen.

10. „Item soll es mit den Lehr knechten also gehalten werden. Das Rhein Meister, Rheinen lenger annehmen noch Lehren soll, dann drey Jar, vnd Zehen auld, zu Lohn, vnd wann ein Meister einen auß gelehret hat, Soll er darnach Zwey Jar still stohn vndt Rheinen mehr annehmen. vnd wann einer ein Lehrknecht dinget, sollen zween Waparknecht Meister bey dem Wein khauff sein, disem oberzellten allem Zugezeignuß.“

Diese Bestimmung regelte die Beschäftigung der sogenannten Lehrknechte. Diese scheinen ein Mittelglied zwischen Lehrlingen und Gesellen gewesen zu sein. Arbeiter, die unter bestimmten Voraussetzungen zur Erlernung des Gewerbes gedungen werden konnten. Kein Meister durfte einen solchen Lehrknecht länger wie drei Jahre beschäftigen. Wenn ein solcher ausgelernt war, durfte der Meister zwei Jahre keinen mehr anlernen. Dadurch sollte wohl das Ueberhandnehmen der Abriechung von Lehrknechten vermieden werden. Für die dreijährige Tätigkeit wurde der Lehrknecht mit 10 Gulden Lohn — außer Kost und Logis — abgetan.

Bei der Abschließung des Vertrags (dingen) mußten zwei unparteiische Meister beim Weinkauf als Zeugen zugegen sein.

11. „Item Welcher Meister dem andern sein gesündt oder thunnd abjekt, derselbig soll von ainem Erbaren handtwerck nach gestalt der sach, gestrafft werd.“

Hiemit sollte vermieden werden, daß ein Meister dem anderen Gesinde, Arbeiter oder Kundschaft abtreibt. Leider ist nicht angegeben, wie hoch die Strafe bemessen war.

12. „von so ainem Meister alte Schloß in die Werkstatt thommen. Die soll er nit schwach, sunder bessern. Vnd zahlen laß.“

Mit dieser Bestimmung scheint ausgesprochen zu sein, daß Reparaturen ordnungsgemäß gebessert und nicht etwa verschlechtert werden. Eine sichere Auslegung dieser Bestimmung ist infolge ihrer Unklarheit nicht gut möglich.

13. „Item so die Meister gesellen vnd Jungen sampt vndt sunder einer den and, also umb verschulte sach, straffen, vndt in sollicher straff, ain wider will, der vnghehorsam, gepiirt oder erkund, wurde, sollicher wider spenigen vnd vngheorsamen, solle Jeder Zeit ainem Burgermeister angezeigt werd.“

Diejenigen Gesellen oder Lehrlinge, die sich gegen eine von den Meistern über Gesellen oder Jungen verhängte, verschuldete Strafe widerspenstig zeigen, sollen beim Bürgermeister angezeigt werden. Welche Machtmittel dann dieser gegen die Widerspenstigen in Anwendung bringen konnte, geht aus der Bestimmung nicht hervor.

14. „Item Welcher Meister were, der in diesenn abgeschribenen artikeln vngheorsam erfahren vndt gepiirt wurde, auch solliches nit mit einem ganzen Erbaren handtwerck zu hallten begert, demselb, wurde Rhein gesündt noch Lehrknecht zugelassen, vnd gestattet, so lang vnd vil, bis er sich mit einem erbaren handtwerck vertret, vndt alle Ordnungen, wie in verleipt zu hallt, begert.“

Diese Bestimmung 14 ist eine Zwangsbestimmung für die Meister. Sie spricht aus, daß diejenigen Meister, die die niedergeschriebenen Artikel nicht halten, weder Gesinde noch Lehrknechte von der Zunft zugewiesen erhalten; dies solange, bis sie sich wieder mit dem Handwerk vertragen haben und den auferlegten Verpflichtungen nachkommen.

15. „Item Weiter hat sich ein ganz Erbar handtwerck der Schlosser alhie endlich endtischloß, der gestalt, wo ein Meister wer der were, endtlehnet auß der gesellbüchß, hinderwarß des Erbaren handtwercks, soll der selbig zu straff ahn alle gnadt erlegt vndt geb, — ein gld.“

Bezeichnend ist diese Bestimmung, die eine Geldstrafe darauf legt, wenn Meister hinterwärts, also ohne Zustimmung der Zunft, Geld aus der Gesellenbüchse entlehnen. Die Höhe der Strafe scheint von Fall zu Fall festgesetzt worden zu sein, aber nicht unter einem Gulden betragen haben.

Zur Zeit der Gründung der Schlosserzunft in Rottweil stand die freie Reichsstadt Rottweil als gewerbesteuertes Städtchen im vollen Glanz der Reichsstadtherrlichkeit, und die Zünfte drängten danach, sich Einfluß im Stadtreich zu erwerben. Als sie in anderen, bedeutenderen Städten des Mittelalters bereits an Einfluß und Bedeutung eingebüßt hatten, standen sie in Rottweil auf der Höhe ihres Einflusses. Dies zeigt uns die Darstellung des zeitgenössischen Geschichtsschreibers Röder, der in seinem Werk „Geographisches Lexikon von Schwaben“, das im Jahre 1792 in Ulm erschien, berichtet, daß Rottweil damals etwa 4000 Einwohner hatte, deren hauptsächlichste Nahrungsquellen das Handwerk, der Feldbau und die Viehzucht waren. Die dort angefertigten Sensen und Sicheln hatten eine große Verbreitung. Daher mag, sagt Röder, auch der Vorzug kommen, den die Schlosserzunft vor den noch vorhandenen neun Zünften genoß.

Die Bürgererschaft der Stadt Rottweil wurde damals in die Herrenstube und in neun Zünfte

eingeteilt. Zum Herrenstubenkollegium gehörten die Assessoren des königlichen Hofgerichts, die Geistlichkeit, das Kanzleipersonal und die Offizianten der Stadt. Auch gehörten dazu noch diejenigen Personen, die von ihren Renten lebten und die kein der Zunft angehörendes Gewerbe betrieben.

Die neun Zünfte enthielten sämtliche Handwerke. Jeder Zunft standen nach der allgemeinen Rottweiler Zunftordnung zwei Zunftmeister vor, die jedes Jahr am Johannistage von der Zunft erwählt oder wieder bestätigt wurden. Diese waren zugleich Mitglieder des großen Rats. Diese 18 Zunftmeister der gesamten Zünfte wurden in zwei Bänke, in die alte und in die neue Bank eingeteilt. Sie wechselten alle Jahre so, daß nur die neue Bank im Amt, die alte aber außer demselben war. Die in den großen Rat gewählten 18 Zunftmeister wählten für jede Bank für sich einen Vorsitzenden, der Redmann genannt wurde. Die jeweiligen Zunftmeister der neuen Bank hatten zugleich die Kontrolle der den Zunftmeistern unterstellten Kämmer zu versehen. Dieser große Rat bestand damals im Jahre 1792 aus dem Amtsbürgermeister, dem Schultheißen, 6 Senatoren und den 18 Zunftmeistern. In früherer Zeit waren mehr Senatoren im großen Rat vertreten, so im Jahre 1692 noch elf. Der engere Rat bestand aus dem Bürgermeister, dem Schultheiß oder Vogt, Bürgervogt (Jagdvogt), Brüderchaftsoberpfleger, dem Syndikus und den beiden Redmännern der zwei Zunftmeisterbänke. Unter die Senatoren, die zugleich die Assessoren des kaiserlichen Hofgerichts waren — Rottweil war damals noch kaiserlich — wurden die Kämmer: das Obervogtamt, Bürgervogtamt, Brüderchaftspflegeamt, Spitaloberpflegeamt, Klosteramt und das Banamt verteilt. Die Zunftmeister hatten, wie schon angeführt, die Kontrolle dieser Kämmer. Dies zeigt den Einfluß der Zünfte in der Stadtverwaltung.

Außerdem bestand die sogenannte Ahtzehnerstube. Auf dieser wählte alljährlich jede der neun Zünfte zwei Mann, die ebenfalls wieder aus ihrer Mitte einen Vortführer (Redmann) bestimmten. Diese Versammlung der Ahtzehnerstube hatte sogar das Recht, dem Magistrat über gewisse, durch „Mezeße“ (Abschlüsse) bestimmte Punkte, zur Förderung des öffentlichen und gemeinen Wohles bei vorkommenden wichtigen Fällen und vorzüglich zu drei bestimmten Zeiten im Jahre schriftliche Vorträge und Vorstellungen zu machen. Auch durften ohne Vorwissen dieser Ahtzehnerstubeversammlung keine Veräußerung städtischen Eigentums und auch keine beträchtlichen Geldaufnahmen auf einen städtischen Fonds erfolgen.

Hieraus ergibt sich, daß eigentlich wichtige Amtshandlungen ohne die Zustimmung und die Entscheidung der Zünfte nicht vollzogen werden konnten. Damit ist wohl auch der Beweis erbracht, welcher gewichtigen Einfluß die Zünfte während der Zeit der Handwerksperiode hatten, bis sie und ihr Einfluß durch die wirtschaftliche Entwicklung beiseite geräumt und die durch den Zunftzwang gezogenen Schranken gesprengt wurden.

Der schlafende Acker.

Mein Blied hat lange unentwegt
Auf dunkelm Ackerland geruht.
Da war es plötzlich mir zumut,
Als ob der Acker sich geregt,
Als ob ein Zittern ihn durchlief,
Das seine Schollen hebt und senkt.
Des Schweigens Ruhe war gesprengt
Von einem Seufzer, schwer und tief.

Leo Heller.

In der Stille knattert der eiserne Ofen, heimlich summt der Samowar. Laut gähmend erhebt sich Mika Njälän, der alte Ostjak, vom Lager. —

„Kità, kità!“ Ein kleiner runder Knopf lugt zur Türspalte herein. — Veska ist's, das Kind. Und dann schlüpft das schlanke, schwarzhaarige Geschöpf in die Stille, dreht sich lichernd in die Runde, klatscht in die Hände und ruft: „Kità, kità!“ (Steh auf!)

„Woh schon auf, mein Herzchen,“ lacht der Ostjak und faßt die Kleine am Arm. Und dann zieht er sie an sich und setzt sich auf den Rand des Lagers und hebt Veska auf seinen Schoß. Langsam streicht seine schwielige, runzlige Hand über ihr glänzendes schwarzes Haar.

„Wist ja so lustig heute, Veska. Er war wohl wieder da?“ Statt aller Antwort lacht die Kleine in sich hinein. „So — er war also wieder da. Was meinte er nun? Sprach er von Hochzeit? Nein? Weshalb denn nicht, 's ist doch Zeit? Wist doch christlich getauft und gesirmt von Väterchen Pöpe in Balttschara, hast ja Land und Seen und Flüsse zu eigen, hast Heiden voller Beeren, hast Fische im Wasser und Wild im Walde. Hast ein schönes Haus und Geld im Schrein und Vieh im Stall und Pferde, die der Vater Dir hinterließ. . .“

„Wer wird denn gleich heiraten! Er ist lieb und gut zu mir, der Russe, das genügt. Bin ja noch jung — kaum siebzehn. Alter guter Mika, geh, sei brav und schau nach den Fischen. Und dann komm zu uns. Die Tante wird die Fische backen — und dann essen wir zusammen.“ Damit hüpfte die Kleine zur Tür hinaus.

Mika, der Alte, aber schüttelte den Kopf und murmelte ein paar unverständliche Worte vor sich hin. Dann schritt er zum Käfig, der am Fenster an der Wand hing und in dem eine Elster hin und her hüpfte. Umständlich nahm er ein Säckchen vom Sims, öffnete es, schüttelte eine Handvoll Körner in das Bauer. „Ei, was sagst du dazu, mein Vögelschen? Wie soll das nur enden, da drüben?“

„Scharak-scharak!“ antwortete die Elster und drehte den klugen Kopf hin und her. Und dann begann sie eifrig das Futter aufzuspicken.

Mika zieht sich die Pelzstiefel an, stülpt die Kapuze über die Ohren, hängt sein altes Gewehr über die Schulter und stapft hinaus. Als er die Türe öffnet und über die Schwelle tritt, kreischt ihm die Elster nach: „Mika — scharak-scharak, kità, kità!“

Der Alte stapft kopfschüttelnd durch den Schnee. Was rief ihm der Vogel nach? Steh auf, wach auf, Mika? Ei — was bedeutete das nur? Nun — die Sache gab zu denken, denn aus den Vögeln sprechen die alten Götter. Der neue ja nicht. Der spricht überhaupt nicht. Und was der Pöpe spricht? — Nun, ja, man kann nicht wissen, ob es wahr ist oder gelogen. Der zeigt nur Bilder und sagt allerhand Unverständliches dazu. Einige glauben ihm, andere nicht. Und die Verbannten im Dorfe sagen sogar, er schwage Blödsinn. Nun — ja: Keulich hat Mika ihn betrunken gesehen — sehr heilig war er da gerade nicht. Er lallte und sprach wirklich Unsinn und rohe Schimpfworte dazwischen. Und dann mußte er fortgeschafft werden. . .

Mika ist getauft — aber, wie fast alle alten Leute im Dorfe, glaubt er noch an die alten Götter, an Trum, Wolwan, Scheitan und Kusla. Heimlich bringt er ihnen Opfer, heimlich betet er zu ihnen im Walde. Und um guten Fischfang fleht er zum Scheitan und nicht zum Gott der Russen, denn der alte Gott hat Macht über Wald und Wasser und Getier. Wolwan ist Mi-

vater, Trum macht Wetter und Wind, und im Walde herrscht der Scheitan. Mika weiß das aus Erfahrung. Langsam schlurft er dahin. Was wollte nur der Vogel? Paß auf, wollte er sagen. Paß auf, auf die Tochter deines Bruders. Du bist für sie verantwortlich, seit ihn der Fluß verschlang. Ja, der Russe, der Russe. Ein hübscher Kerl ist er ja — aber ein „Soldat“. Vor „Soldaten“ soll man sich hüten — sie sind ein loses Volk. Wer weiß, was der Russe im Schilde führt? Seit einem Jahre kommt er sehr oft in die Gegend, irgendwo in der Stadt soll er leben. Er hat den großen Krieg mitgemacht — weit von hier, gegen irgend ein fremdes Volk. Und dann hat er sich hier in der Stadt angesiedelt, soll Handel treiben mit Tüchern und Leder und dafür Felle kaufen und Fische. Genauer weiß man nicht. Ja — wer kann den „Soldaten“ trauen?

Wie alle Ostjaken, ist Mika Njälän mißtrauisch. Besonders gegen „Soldaten“ und Beamte. Das hat ja auch seinen guten Grund. Die „Soldaten“ werden nach ihrer Dienstzeit von der Regierung angesiedelt und nähren sich von Fischfang und Jagd. Sie machen Konkurrenz. Oder sie treiben Handel — und dabei ist niemand zu trauen. Und die Beamten? Ei — nun denen traut Mika schon gar nicht. Die treiben Steuern ein, die können arme Ostjaken einsperren, wenn sie wollen. Die haben viel Macht, viel Gewalt — und man kann nichts dagegen tun. Und die werden den „Soldaten“ in Schutz nehmen, wenn. . .

Ohne viel auf den Weg zu achten, ist der Alte dahingekappt. Da steht er auch schon am Fluße, wo er die Reusen ausstellt. Schwarz ragen die Pfosten aus dem Eise. Als Mika über die glatte Fläche geht, klingt es dumpf und hohl — und als er sich bückt und die Wuhne loshackt, dröhnt das Eis und zieht knatternde Risse. Endlich liegt die Reuse frei — nervige Fäuste packen zu — der geflochtene Korb fliegt heraus, voll zappelnder, glitzernder Fische. Da sind Barsche und Hechte, silbern glänzende Maunde und Maränen, Motflösser und Schnäpel. Der Alte schmunzelt; das wird ein Fest! Manja, die Alte, wird braten und kochen. Für Veska, die Kleine, auf russische Art — denn die ist von den „Neuen“. Für ihn aber nach Art seines Volkes, unzerlegt, unzerschnitten, mit allen Eingeweiden. Mika läßt das Wasser im Mund zusammen. Und den großen Mund wird er gefrieren lassen, wird ihn zerhacken in lange Streifen, mit Salz und Pfeffer bestreuen. Roh — ganz roh, wird er ihn essen, nach alter sibirischer Art. Und ein Schnäpsschen wird sie ihm wohl geben, die Veska. . .

Frühling ward's. Mächtige Eisschollen trieben auf Strömen und Flüssen, Schlief und Schlamm stauten sich an den Weidenbüschen der Ufer. Längst waren die Pelzer zur Stadt gezogen und mit ihnen Ignati, der Russe. Zum Herbst käme er wieder, sagte er, als er schied — dann wolle er Veskas Kind einen Vater geben.

Veskas Kind. Der alte Mika war ganz still geworden. Wange Sorge erfüllte ihn. Wenn nun der Russe nicht wiederkehrte? Wenn er sie alle betrog? Das Mißtrauen des Alten wuchs täglich. Eines Tages packte er kurz entschlossen sein Bündel und fuhr die Rouda hinab, dem fernen Kewawolo zu, wo die Dampfer anlegen. Von dort wollte er zur Stadt. —

Mika in der Stadt! Schon auf dem Dampfer, unter so vielen fremden Menschen, fühlte er sich nicht wohl. Woher? Wohin? Tausend Fragen mußte der Alte beantworten. Und nun das Schiff, das große Schiff, das ohne

gezogen zu werden, ohne Miderschlag den Miesenstrom hinaufdampfte, das Getöse der Maschinen, das Geknatter der Dampfpeisen — alles das war so sonderbar, so beängstigend. Und dann die Stadt. . .

Mika biß die Zähne zusammen. Wo wohl der Ignati wohnt? Ignati? Deren gebe es viele. . . Von Haus zu Haus wanderte Mika. Ignati, der „Soldat“, der mit Pelzen handelt? Freilich — so einen gebe es wohl, meinte der freundliche Schutzmann. Kaufmann sei der — ein reicher Kaufmann. Der Alte möge sich bloß hinhemühen — den Berg hinauf — neben der Monopolbude, gar nicht zu verfehlen. . .

Ob hier der „Soldat“ Ignati wohne? Ja, wohl — hier wohne Ignati Jesimow, der Kaufmann. Er sei aber nicht im Laden eben, er sei in seiner Wohnung. Ob man ihn rufen solle? Nein — es sei nicht nötig, meinte der Alte — schob kurzerhand den Ladensjüngling beiseite und trat in die Wohnung seines Feindes. Der Russe sprang auf: „Was suchst Du hier?“ — „Wollte Dich nur fragen, Väterchen — wann Du wieder zu uns kommst.“ — „Zu Euch? Weshalb?“ — „Nun — um Veska —“ — „Veska?“ — „Ja — um sie zu Deinem Weibe zu machen.“ — „Wist Du von Sinnen, Alter?“ — „Von Sinnen? Ach nein. Du weißt doch, daß Veska ein Kind von Dir unter dem Herzen trägt, daß Du ihr versprachst —“ — „Scher Dich weg, Alter — oder ich vergesse mich und bläue Dir das Fell durch!“

„Water, Water — was will der fremde Mann von Dir?“ Der Ostjak sieht eine junge Frau über die Schwelle treten — zwei Kinder laufen ängstlich auf den Kaufmann zu.

„Gund,“ kreischt der Alte — „gemeiner Gund.“ Und dann legt sich's ihm wie ein roter Schleier vor die Augen. Veska, sein Herzblut — sein Schicksal. —

„Schust!“ kreischt der Alte auf. Ein kurzes Tasten nach dem Gürtel — ein Sprung — und rüchelnd bricht der Kaufmann zusammen, in der Hand das Renntiermesser des Ostjaken. . .

Fünftmal war's Winter geworden, fünftmal waren die Flüsse übergerauscht zur Frühlingszeit. Da sahen die Leute eines Abends einen Fremden vom Fluße her kommen. Gebeugt war sein Haupt, schlohweiß sein Haar, schwaulend sein Gang. —

Niemand erkannte Mika Njälän, den Fischer. Langsam tappte der Alte die Stiege herauf, die Stiege zu Veskas Haus. „Alle Heiligen!“ Die Schwester starrte den Alten an, wie ein Gespenst. War das wirklich Mika — dieser gebeugte Greis, der jetzt zur Ofenbank humpelte, der stumpsinnig vor sich hinstierte, unverständliche Worte murmelte? Und nun begann die Schwester zu erzählen — von Veska, dem Kinde.

Sie hatte immer gewartet, die Arme. Erst im Herbst hätten sie es erfahren, das Schreckliche. Und eines Tages sei Veska zum Fluß gegangen und nicht wiedergekehrt. . .

Stumpsinnig glockte Mika vor sich hin. Nur ein trockenes Hüfteln — und dann ein Stichern und Klucksen und ein weinerliches Verzieren des Mundes.

Er hat alles vergessen, der alte Mika. Die Szene vor Gericht, das Gefängnis, die fünf langen Jahre im Sträflingskittel. Sie hatten ihn dann entlassen, den armen Blödsinnigen.

Leise meinend sinkt die Schwester auf den Schemel am Fenster nieder. Da kreischt die Elster im Käfig: „Scharak-scharak — kità, kità, kità!“ Und wie sonniges Leuchten huscht es über Mika Njäläns Züge — wie Erinnerung. —

Die ökonomischen Verhältnisse haben zuerst die Masse der Bevölkerung in Arbeiter verwandelt. Die Herrschaft des Kapitals hat für diese Masse eine gemeinsame Situation, gemeinsame Interessen geschaffen. So ist diese Masse bereits eine Klasse gegenüber dem Kapital, aber noch nicht für sich selbst. In dem Kampf, den wir nur in einigen Phasen gekennzeichnet haben, findet sich diese Masse zusammen, konsolidiert sie sich als Klasse für sich selbst. Die Interessen, welche sie verteidigt, werden Klasseninteressen. Aber der Kampf von Klasse gegen Klasse ist ein politischer Kampf.

(Karl Marx, Das Elend der Philosophie.)

Häufigkeitsuntersuchungen in der deutschen Sprache.
Im Jahre 1891 faßte Rädig den Entschluß, die Statistik auf die deutsche Sprache anzuwenden. Zu diesem Zwecke veranstaltete er eine große Wort-, Silben- und Buchstabenanzählung. Nach Vermutungen wurde fürs erste ausreichend erachtet, den Zählstoff auf 20 000 000 Silben oder rund 10 000 000 Wörter zu beschränken. Später wurde festgestellt, daß die Abweichungen von der Durchschnittshäufigkeit bei den in Rechnung gestellten Wörtern betragen: auf 2 500 000 Wörter 20 Proz., auf 5 000 000 etwa 18 Proz., auf 10 000 000 nur noch 8 Proz. Unter unsäglichen Schwierigkeiten ist es Rädig gelungen, diese Zählung durchzuführen. Die Beschaffung des Zählstoffes und der Zählzettel (rund 17 000 000 Stück), das Auffuchen von Mitarbeitern, die Einrichtung von Sammel- und Buchungsstellen, Anlegung der alphabetischen Listen, Beschaffung der Gelbmittel (der Staat hat sich an dem Unternehmen bemerkenswerterweise nicht beteiligt) usw., verursachten so viele Hindernisse, daß jede dieser Einzelarbeiten oft die ganze Arbeit zu vereiteln drohte. Zur Auszählung gelangten 2 700 000 Wörter gemischter Stoff, 2 000 000 Klassiker, 1 800 000 „Deutsche Mundschau“, 1 000 000 Briefe, 900 000 parlamentarischer Stoff, 800 000 militärischer, 500 000 geschichtlicher, je 400 000 juristischer, theologischer Stoff und „Buch der Erfindungen“, 300 000 kaufmännischer und 100 000 medizinischer Stoff.

Die Verarbeitung hat nun höchst interessante Ergebnisse zutage gefördert, von denen hier jedoch nur das allerwichtigste mitgeteilt werden kann. Unter den 10 900 000 Wörtern waren 5 480 000 einsilbige (die Hälfte), 3 180 000 zwei- (ein Viertel), 1 410 000 drei- (ein Achtel), 850 000 vier- und der Rest mehrsilbige. Zehn- und mehrsilbige Wörter kamen nur 566 vor, darunter 8 dreizehn-, 2 vierzehn- und 1 fünfzehn-silbiges Wort. Die Wörter mit noch größeren Silbenzahlen waren sämtlich zusammengesetzte Hauptwörter. Bemerkenswert ist übrigens, daß im gemischten Stoffe das 23-silbige zusammengesetzte Wort Geheimere Oberrechnungskammer = Stassen = Substituten = Supernumerar-Gehilfe dreimal vorkam. Die durchschnittliche Silbenzahl ergab sich zu 1,83. In den einzelnen Stoffgattungen schwankt sie sehr; so ergab das juristische Deutsch 2,02 Silben pro Wort, das kaufmännische 1,99, parlamentarische und „Buch der Erfindungen“ 1,94 usw., der gemischte Stoff 1,89, der geschichtliche 1,79, der theologische 1,68 (Bibel 1,51), klassischer und nobelstischer Stoff 1,66.

Großes Interesse wird es nun erregen, die Häufigkeit der einzelnen Wörter kennen zu lernen. Die häufigst vorkommenden Wörter sind die beiden Artikel „die“ (358 000) und „der“ (355 000). Ueber 200 000 kamen noch vor: „und“ (321 000), „zu“ (259 000) und „in“ (214 000). Bis zu 100 000 hinunter folgen in absteigender Reihe die Wörter: „ein, an, den, auf, das, von, nicht, mit, dem, des, aus, sie“. Hervorzuheben ist die überraschende Tatsache, daß die drei häufigsten Wörter „die, der, und“ 1 034 000 mal vorkamen, das sind 9,5 Proz., also fast ein Elftel aller vorkommenden Wörter ausmachen. Die 15 häufigsten Wörter (bis einschließlich „des“) stellen mit 2 752 000 gleich 25,2 Proz. den vierten Teil, die 66 häufigsten Wörter mit 5 462 000 gleich 50,1 Proz. die Hälfte der Sprache dar. Dabei sind die häufigsten Wörter in überwiegender Weise einsilbig, die dreisilbigen

sind sehr selten. — Die Vergleiche der Gesamtergebnisse mit den Ergebnissen aus einer oder wenigen Millionen gezählter Silben haben ergeben, wie wichtig und wie durchaus notwendig die Zählung einer größeren Zahl von Wörtern ist. Die große Ausdehnung der Arbeit hat sich nach den Ergebnissen vollkommen gerechtfertigt. In den verschiedenen Stoffen ist die Häufigkeit der Wörter naturgemäß recht verschieden. Die allerhäufigsten Wörter sind selbstverständlich die nämlichen, wenn auch ihre Häufigkeit etwas anders ist.

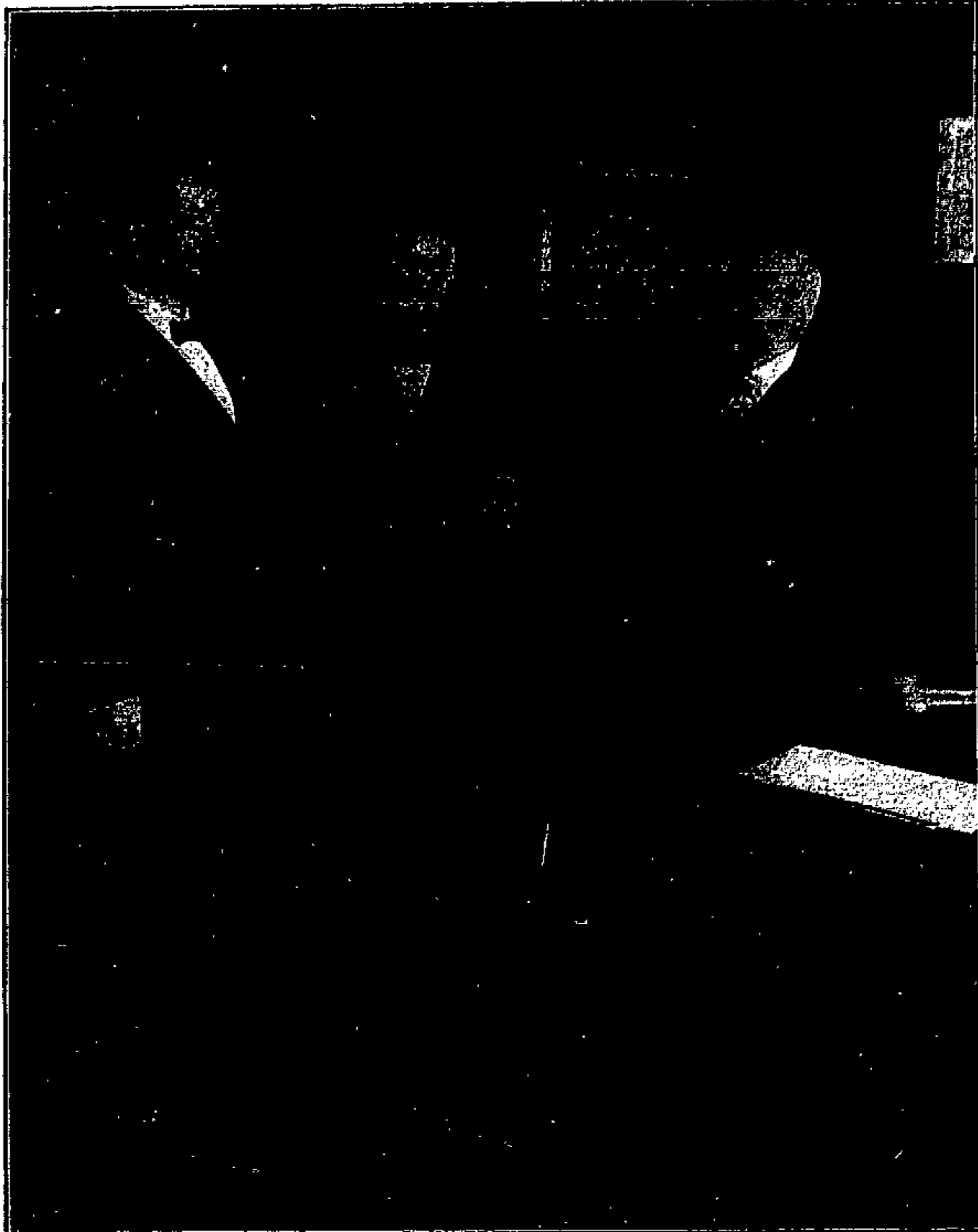
Wer sich für die weiteren Nachweisungen, die Haupt-(Stamm-)silben, die Vorsilben und deren Verbindungen, die Endungen und Nachsilben interessiert, muß sie in dem veröffentlichten Quellenwerke „Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache, herausgegeben von W. Rädig“ nachsehen. Die Ausbeute ist ja noch sehr groß.

„s“ mit 10,1 bezw. 6,8 Proz., das „t“ mit 8,9 bezw. 6,7 Proz., das „b“ und „h“ mit je etwas über 8 bezw. 5,8 Proz., „l, c, g“ mit mehr als 5 bezw. 8 Proz. „q“ und „z“ kamen im ganzen nur rund 10 000 mal und „h“ nur 76 mal unter allen 60 000 000 Lauten vor.

Für die Verichtigung des deutschen Gießzettels war es auch von Belang, daß die Interpunktionen in die Arbeit aufgenommen wurden. Das geschah bei einem Zählstoffe von 9 800 000 Wörtern. Dabei ergab sich, daß auf je 1000 Wörter 97 Kommata, 55 Punkte, 6 Semikolon, 4 Ausrufungszeichen, je 8 Doppelpunkte und Fragezeichen, 1 Anführungszeichen, 0,8 Klammern usw. entfielen. Das beliebteste Interpunktionszeichen ist also das Komma, namentlich im theologischen Stoff. Auch der Punkt, das Semikolon und der Doppelpunkt sind dort sehr beliebt — offenbar wegen der kurzen Satzteile —, während das Ausruf- und Fragezeichen und der Apostroph bei den Klassikern bei weitem am meisten vorkommen. Die S-Zeichen sind natürlich bei den Juristen am häufigsten zu finden. Die Zahlen der kaufmännischen Phrasologie bieten durch die Eigenart des Stils so bedeutende Abweichungen von den sonst gefundenen, daß sie ausgesondert worden sind — ein statistisch nicht zu rechtfertigendes Verfahren. Im kaufmännischen Stil ist das Komma sehr unbeliebt (48), der Punkt aber als das präziseste Interpunktionszeichen am beliebtesten (129). Die starken Abweichungen der einzelnen Stoffe in dieser Hinsicht dürfen nicht wundernehmen. Die Schachtel des gelehrten Stils ist ja bekannt, sie ist hauptsächlich auf die Gewohnheit von der Beschäftigung mit der lateinischen Sprache zurückzuführen. In neuerer Zeit macht sich eine gesunde Reaktion gegen die schier endlosen und unübersehbaren Perioden der gelehrten Schreibweise bemerkbar, und der Punkt scheint als Interpunktionsmittel mehr und mehr in Aufnahme zu kommen.

Das ist interessant und zeigt, wie auch in solchen Fällen die Mode einen bedeutenden Einfluß nehmen kann. Man mag sich dabei gegenwärtig halten, daß auch die jetzige Orthographie nur eine Mode ist und daß es nötig wäre, auf eine wissenschaftlichere Feststellung der Schreibweise nach der einen oder anderen Richtung mehr hinzuzielen als bisher. Das allgemeine Ziel dürfte dabei eine Vereinfachung nach den Ergebnissen der Phonetik sein.

Die Ausbeute aus diesen Häufigkeitsuntersuchungen soll natürlich erst noch vollzogen werden. Sie kann so groß sein, daß sie nicht leicht überschätzt werden kann. Die Stenographie, die Schriftkunde, die Schreibmaschinenindustrie, die Kunst, die Stilistik, die Sprachwissenschaft und wer weiß sonst noch welche Wissenschaften, Künste und Gewerbe können sich ihrer mit großem Nutzen bedienen. Um nur auf eins hinzuweisen. Es ergab sich, daß die einsilbigen Wörter einen sehr großen Raum in der Sprache einnehmen. Lassen sich da vielleicht Schlüsse auf die Entwicklung der Sprache ziehen? Um das festzustellen, müßten gleiche Auszählungen für frühere Zeiten angestellt werden. Man könnte dann die Entwicklungsrichtung der Sprache nach vielerlei Beziehungen feststellen und das wäre sowohl sprachwissenschaftlich wie auch kulturhistorisch sehr interessant und von Wichtigkeit. Man hätte dann Anhaltspunkte dafür, ob vielleicht die Sprache verarmt, in welchen Teilen sie das tut, wo sie sich anreichert, mit welcher Art Bestandteilen sie sich anreichert, wie sich die Fremdwörterverfälschung vollzieht, wie die Assimilation fremder Bestandteile vollzogen wird, welche Lautumbildungen vor sich gehen usw. Das Kapitel ließe sich noch ungeheuer in die Breite ziehen. Hier soll bloß noch darauf hingewiesen werden, daß das nur ein Teil der Arbeit ist, ein sehr kleiner, denn nun kommen noch die anderen Sprachen heran, und wenn das erledigt ist, dann beginnt die vergleichende Forschung. Erst die gibt die wertvollsten Resultate. Denn dann wird unsere Sprachforschung auf eine ganz andere Grundlage gestellt sein als jetzt. f. l.



Das neue Reichstagspräsidium.
Scheidemann. Kaempf. Dove.

Ein zweiter Teil des Quellenwertes beschäftigt sich mit den Buchstabenanzählungen, deren Bedeutung namentlich für die Verichtigung des deutschen Gießzettels von hervorragender Wichtigkeit geworden ist. Die 20 000 000 gezählten Silben enthielten 22 880 000 (gleich 37,7 Proz.) Vokale und 87 728 000 (gleich 62,3 Proz.) Konsonanten, zusammen also 60 558 000 Buchstaben. Jede Silbe bestand daher durchschnittlich aus 3,03 Buchstaben, einem Vokal und zwei Konsonanten, und jedes Wort durchschnittlich aus 5,58 Buchstaben, und zwar 2,10 Vokalen und 3,48 Konsonanten. Für die Sprache wichtiger ist wieder die Zählung der Laute, die natürlich von der der Buchstaben abweichen. Dabei machen die Vokale 35,45 Prozent, die Konsonanten 64,55 Proz. aus. Der häufigste Laut ist das „e“, es kam 9 280 000 mal vor und bildete von den Vokallauten mit 44 Proz. fast die Hälfte, von allen Lauten mit 15,6 Proz. fast den 6. Teil. Das „t“ bildete 16 Proz., das „a“ 12,7 Proz., „u“ 8 Proz., „o“ 6,1 Proz., „ei“ 5,7 Proz. aller Vokale. Von den Konsonanten war das „n“ mit 6 864 000 der häufigste Laut. Er bildete 16,8 Proz. aller Konsonanten und 10,7 Proz. aller Laute. Sodann kam das „r“ mit 12,9 bezw. 8,3 Proz., das